

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 35 (1948)
Heft: 10

Artikel: François-René de Chateaubriand (1768-1848)
Autor: Boer, Elisabeth de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Anfang machen... Wir müssen unser Herz auftun und ganz frei und warm vor den Kindern beten... Ich weiß, das fällt manchem schwer; es ist auch mir nicht leicht geworden. Aber wenn man dann einmal erlebt hat, wie Kinder beten, dann bringt man dieses Opfer gern, weil man so Helfer sein

darf. Wir werden natürlich von Zeit zu Zeit wieder selber beten, besonders dann, wenn das Gebet etwa eintönig werden sollte. Dann aber werden wir spüren, daß das persönliche Gebet eine Bereicherung bedeutet und daß auch die andern Gebete besser gebetet werden.
Klara Theiler.

MITTELSCHULE

François-René de Chateaubriand (1768—1848)

Der französische Dichter Chateaubriand, dessen hundertsten Todestag wir im Juli feierten, lebte in einer Zeitwende, die weltanschauliche und politische Kämpfe mit sich brachte. Absolutismus und Revolution, religiöser Glaube und Unglaube bekriegten einander. Viele Menschen meinten, durch den Skeptizismus Voltaires und der Enzyklopädisten werde das Seiende wahrheitsgemäßer erfaßt als durch eine von der Offenbarung her bestimmte Weltsicht. Viele erhofften von der Revolution ein Paradies auf Erden. Uns erinnert dies an die Menschen, die in den letzten Jahrzehnten immer wieder glaubten, durch eine materialistische, neugeformte Weltanschauung werde das Sein wahrheitsgemäßer als bisher erfaßt, und die in verschiedenen Ländern versuchten, ein »irdisches Paradies«, ein tausendjähriges Reich zu gründen.

Die Unruhe der Zeit, in der Chateaubriand lebte, die Unsicherheit der Verhältnisse spiegeln sich in seinem Leben wider. In seiner Autobiographie, den »Mémoires d'outre-tombe«, schreibt er: »Meine Tage gleichen einer Reihe von Visionen. Beständig öffnet sich der Himmel über meinem Haupte oder die Hölle zu meinen Füßen, ohne mir Zeit zu gönnen, sein Licht und ihre Finsternis zu erforschen. Am Ufer zwischen den beiden Welten habe ich den Mann des vergangenen

und den Mann des kommenden Jahrhunderts getroffen, Washington und Napoleon.«

Chateaubriand wurde als zehntes Kind einer alten Adelsfamilie in St. Malo geboren, Studien in Dol, Rennens und Dinan hielten ihn nicht viel vom heimatlichen St. Malo entfernt. Später wohnte er mit seinen Eltern auf dem väterlichen Schloß Combourg. Als er herangewachsen war und allerlei Zukunftspläne und Reiseträume hegte, besorgte sein Vater ihm ein Unteroffizierspatent. Nun lernte der künftige Dichter das Garnisonsleben kennen und wurde dem König in Versailles vorgestellt. Da brach die Revolution aus. Chateaubriands Vater war inzwischen gestorben, sein Regiment wurde aufgelöst, er selbst unternahm eine Amerikareise. Als er wieder nach Europa zurückgekehrt war, erlebte er die Revolutionsschrecken in Paris. Er emigrierte, kämpfte gegen die Revolution, wurde verletzt und schleppte sich krank bis Brüssel. Von dort gelangte er nach England, wo er ärmlich von Stundengeben und Uebersetzen lebte. Als die Stürme der Revolution sich gelegt hatten, kehrte er nach Paris zurück. In England hatte er sich eifrig gebildet; nun veröffentlichte er 1801 »Atala«, die in Amerika spielende Geschichte einer leidenschaftlichen Liebe, und 1802 das umfangreiche Werk: »Le Génie du Christianisme«, eine Apologie des Christentums. Er machte eine Reise durch Südfrankreich, dann wurde er Napoleon vorgestellt und kam darauf als erster Botschaftssekretär nach Rom. Später sollte er in wichtiger Mission

ins Wallis gehen, doch verließ er den Staatsdienst, nachdem Napoleon den Herzog von Enghien hatte erschießen lassen. Von 1811 bis 1830 widmete er sich ganz der Politik. Er war Botschafter in Berlin und London, Minister und Polemiker. Nach 1830 zog er sich ins Privatleben zurück und schrieb an seinen »Mémoires d'outre-tombe«.

Im zweiten Buch dieses Werkes wendet er sich an das Meer: »Sei begrüßt, o Meer, meine Wiege und mein Ebenbild! Dir will ich die Fortsetzung meiner Geschichte erzählen.« Wirklich, die unruhige Seele des Dichters gleicht den Fluten des wogenden Meeres. Einander entgegengesetzte Tendenzen bekämpften sich in seiner Brust. Immer wieder wird er gepackt von Abenteuerlust und vom Wunsch, fremde Länder zu sehen, und doch liebt er das Reisen an sich nicht. Er schreibt in den »Mémoires«: »Tout chevalier errant que je suis, j'ai les goûts sédentaires d'un moine.« (Ich fahrender Ritter habe doch die stillen Liebhabereien eines Mönches.) Der Träumer und der Dichter einerseits, der Politiker und Polemiker andererseits, altadeliges Blut und die Erfahrungen und geistigen Strömungen der neuen Zeit stritten in ihm gegeneinander. Ein wildes Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit erfüllte ihn, und doch band er sich immer wieder fest, manchmal durch die Umstände gezwungen, manchmal auch freiwillig. Aus Amerika kehrte er nach Frankreich zurück, als ihn die Nachricht vom Tode Ludwigs XVI. erreichte, denn er hielt es für seine Pflicht, gegen die Revolution, für das angestammte Königshaus zu kämpfen. Die Schrecken der Revolution, der Kampf zwischen Glauben und Unglauben, dies alles bewegte Chateaubriand stark. Tief beeindruckt wurde er durch die Vergänglichkeit alles Irdischen. Geliebte Menschen starben, alte Ordnungen gingen unter, Hab' und Gut schwand dahin. Der Hang zur Schwermut, der sich in seinen Kinderjahren entwickelt hatte, wurde durch diese Erfahrungen verstärkt. Die träumerische Melancholie, die er

dem Titelhelden seines Werkes »René« gab, beherrschte ihn selbst.

Doch immer wieder fand er schöne Stunden. Seine Phantasie zauberte ihm Bilder vor, die ihn beglückten. Die Natur linderte seine Schwermut und säufte seine Unruhe. Seine wilde, freiheitsdurstige Seele fühlte sich wohl in wilden, einsamen Gegenden, wie er sie von Jugend auf kennengelernt hatte. Während der Aufenthalte auf dem väterlichen Schloß Combourg, das zwischen Wäldern und Sümpfen versteckt lag, waren ihm Waldesrauschen und Heidestille vertraut geworden bei tagelangen Wanderungen durch die einsame Weite. Nachts hatte er immer wieder dem Sturm gelauscht, der um den einsamen Turm heulte, in dem er schlief. Später, in Amerika, durchstreifte er wilde, einsame Gegenden. Tief beeindruckte ihn das mächtige Brausen des Niagarafalles, die Schönheit jungfräulicher Wälder, der Zauber geheimnisvoller, sternheller Nächte. Die Seiten der »Mémoires d'outre-tombe«, auf denen er uns das Erlebnis seiner Amerika-reise vergegenwärtigt, gehören zum Schönsten, was er geschrieben hat.

Groß war Chateaubriands Liebe zum Meer. Wenn wir die »Mémoires d'outre-tombe« lesen, ist uns oft, als hörten wir Meeresrauschen und als atmeten wir die feuchte, salzige Luft, die über der bretonischen Küste liegt. Chateaubriand wuchs am Meere auf und streifte als Kind tagelang am Meeresufer herum. Er schreibt: »Am Gestade des offenen Meeres zwischen dem Schloß und Fort Royal kamen die Kinder zusammen. Dort wuchs ich auf als Gefährte von Wind und Meer. Eine meiner ersten Freuden war gegen Unwetter kämpfen und mit den Wellen spielen, die sich vor mir zurückzogen, oder mich am Ufer verfolgten.« An Sonn- und Feiertagen wurde Chateaubriand mit seinen Geschwistern in die eine oder andere Kirche geführt, wo er hörte, wie die ergreifenden Gesänge unsichtbarer Frauen und das Rauschen des Meeres ineinanderklangen. Als er auf seiner Reise nach Amerika zwischen

Himmel und Wasser dahinfuhr, lebte er inniger denn je dem Meere hingegeben. In seinem späteren Leben weilte er immer wieder am Meer. Auf einer Reise nach Griechenland, Konstantinopel, Palästina, Tunis und Spanien wurde er mit dem Mittelmeer vertraut. Sein Werk »Itinéraire de Paris à Jérusalem« (1811) zeugt davon. Seine letzte Ruhestätte wollte Chateaubriand auf einem Felsen bei St. Malo haben, von dem aus man weit über das Meer hinsieht. Dort wurde er begraben.

Phantasie und Natur können das Verlangen nach etwas Unbestimmtem in Chateaubriands unruhiger, schwermütiger Seele nicht stillen. Mochte er beim Anblick der grenzenlosen Meeresweite das Gefühl haben, aus der drückenden Enge und Bedingtheit der Welt befreit zu sein, bald spannte der Alltag ihn wieder in seine Tretmühle. Beglückte ihn die Schönheit eines Traumes, einer Landschaft, das Glück war nicht von Dauer. In »Le Génie du Christianisme« schreibt der Dichter: »Das Menschenherz will mehr, als es erreichen kann. Es will vor allem bewundern. Das Verlangen nach einer niegesehenen Schönheit, für die es geschaffen wurde, erfüllt es.« Dieses Verlangen nach ungeahnter Schönheit, wie das Verlangen nach Unendlichkeit, konnte nur im Aufblick zu Gott Erfüllung finden. Chateaubriand hatte sich der Religion seiner Kinderjahre entfremdet. Während er als Flüchtling in England lebte, als er die Nachricht vom Tode seiner Mutter erhielt, wandte er sich wieder dem Christentum zu. Er entdeckte die Welt des Glaubens neu, er erkannte die Schönheit des christlichen Kultus und der christlichen Kultur.

Chateaubriand erkannte die Schönheit der lang verachteten gotischen Baukunst. Dichterisch schön und phantasievoll sind jene Seiten des »Génie du Christianisme«, wo er schreibt, wie ihm die gotischen Kirchen den mächtigen Eichenwäldern Galliens verwandt scheinen: »Die Kühle der Gewölbe, das Dunkel um den Altar, die höhlenähnlichen Kappen, die geheimen Gänge, alles in der

gotischen Kirche erinnert an ferne Waldes-tiefen, alles weckt schauernde Ehrfurcht und Andacht vor den Geheimnissen der Gottheit.« Auch die Schönheit der »Göttlichen Komödie« von Dante und anderer Werke fremder Literaturen entdeckte unser Dichter. Und er besaß die Gabe, andern seine Entdeckungen mitzuteilen, sein eigenes Natur- und Kunsterlebnis in seinen Beschreibungen des Geschauten oder Gelesenen zu vermitteln. So wurde er für das damalige Frankreich ein Kündler neuer Schönheit in Natur, Literatur und Kunst. Auch ein neues Kunstverständnis wußte er in seinen Zeitgenossen zu wecken, indem er zeigte, wie das Kunstwerk durch die Zeit, in der es entsteht, bedingt ist.

In »Le Génie du Christianisme« schreibt Chateaubriand, ihm scheine, die christliche Religion sei der Entwicklung der Charaktere und dem Spiel der Leidenschaften förderlicher als das Heidentum, und das Wunderbare (le merveilleux) des Christentums könne es vielleicht mit dem Wunderbaren der Mythologie aufnehmen. Um diese These zu beweisen, schrieb er das poetische Werk »Les Martyrs« in 24 Gesängen. Seinen Zweck erreichte er nicht, das christliche Wunderbare, das Spiel der Charaktere und Leidenschaften wirkt darin nicht überzeugend. Doch an vielen Stellen des Werkes ergreift die Schwermut, die immer wieder aufklingt, den Leser, und häufig entzücken ihn die schönen Landschaftsbeschreibungen und die Darstellungen einer längstvergangenen Welt.

Wer eine Klasse in die Geschichte der französischen Literatur einführt, wird nicht versäumen, von Chateaubriand zu sprechen, denn dieser Dichter war bahnbrechend für die französische Romantik durch sein neues Weltgefühl, seine neue Schau der Religion, der Literatur und Kunst. In den »Mémoires d'outre-tombe« wie im »Itinéraire de Paris à Jérusalem« findet der Französischlehrer Prosastücke, mit denen er gelegentlich seine Schüler bekanntmachen wird, Stücke, die er etwa vorlesen kann. Besonders viel Schönes

findet er im ganzen ersten Teil der »Mémoires« und in den drei ersten Teilen des »Itinéraire«.

Der Geographielehrer erhält bei Chateaubriand Anregungen, die ihm helfen, seinen Schülern etwas vom Zauber fremder Länder und Meere zu vermitteln.

Der Geschichtslehrer wird gerne auf die menschlich interessante Persönlichkeit unseres Dichters hinweisen. Er kann dabei seinen Schülern die Bekanntschaft eines Menschen vermitteln, der wie wir in einer Zeit-

wende lebte. Der Lehrer kann zeigen, wie Chateaubriand weder in der Welt der Ueberlieferung und des Absolutismus, noch in der Welt der Revolution daheim war, wie er in seinem Leben die Welt des Unglaubens überwand durch die Wendung zur Religion, die Welt des Rationalismus durch Phantasie und Gefühl. Der äußern Macht, der Napoleonischen Macht gegenüber behauptete er sich durch die stolze Unabhängigkeit seines Denkens und Handelns.

Muri bei Bern.

Elisabeth de Boer.

Die »Portraits« und die »Maximes« des 17. Jahrhunderts

Zwei Literaturgattungen sind für das französische Geistes- und Hofleben des 17. Jahrhunderts charakteristisch geworden: die Portraits und die Maximes. Inhaltlich gesehen sind die erstern Beschreibungen der Menschen am Hofe, wie Leute des Hofes und des Jahrhunderts sie sahen. Die letztern sind Sammlungen von Werturteilen über die Lebensart eben dieser Menschen. Die erstern sind eine Analyse und schonungslose Enthüllung, die letztern eine Synthese und rücksichtslose Verallgemeinerung. So sah der voreingenommene Mensch den Menschen — und darum haßten sie sich.

I. Die »Portraits«

Immer standen Spott und Karikatur in hohem Kurs. Niemand wurde davon verschont. Nicht der Freund; denn Liebe muß gezankt haben; nicht der Feind, und dieser aus Haß oder gar zur Vernichtung. Spott und Karikatur arbeiten mit der Zunge, mit Pinse und Blei. Sie arbeiten mit der Feder und tauchen sie bald in pechschwarze, bald in blutrote Tinte.

Spott und Karikatur hatten aber nie besser geschulte Werkzeuge als im 17. Jahrhundert unter jenen Berühmtheiten, die zur Zeit Ludwigs XIV. mit Tresse und Perücke als Meister des höfischen Lebens oder als ge-

feierte Damen mit rauschenden Schleppen durch die Grands Salons von Paris schwebten.

Denn diese besaßen den scharfen Geist und die Ueberkultur des Hofes. Sie verfügten über die nötige Bosheit, die im Feuer der Intrige, der Ehr- und Rachsucht geschmiedet war und mit der Anmut der spielenden Katze auch ihre Grausamkeit verband. Sie besaßen endlich das Vorrecht des Müßiggangs und der Langeweile, um Zeit und Geld an die Durchleuchtung der Stärken und Schwächen ihrer Umgebung zu verschwenden.

Daraus entstand, was die *Literaturwissenschaft* als die Portraits bezeichnet. Sie sind das Bild einer Zeit und einer Gesellschaft, welche die Seele ihrer Mitmenschen unbarmherzig auf den Seziertisch legte und deren kranke Teile wie Museumsstücke den Augen der Oeffentlichkeit preisgab. Aus dieser Analyse stellte man, gewollt oder ungewollt, den allgemein gültigen höfischen Typus des Jahrhunderts fest.

Die *Portraits* fanden Anklang. Sie wurden zum eisernen Bestandteil des Romans, des Lustspiels, fehlten nicht einmal in den Predigten des gefeierten Bourdalou, was ihm von den Betroffenen gar übel angerechnet wurde. Doch gab es diesen Anlaß, sich wieder einmal auf ihre Frömmigkeit zu besinnen und sich zu Richtern darüber aufzuwer-